

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Neb., 13. Oktober 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 9.

Einmal am Tag

Von Hans Herbert Ulrich.

Einmal sollst du am Tag die Hände fallen
Und sorgen, daß dein Schaffen stille
steht,
Und über deines Lebens Allgewalten
Der kühl' Hauch des frohen Raftens
weht.
Dann sieh auf deines Werttags stolzen
Siegen
Und glaube fest dem jungen Sonnen-
schein,
Daß deine Träume hoch zum Himmel
fliegen!
Dann wirst du frei und stolz und Sie-
ger sein.
Und deine Zukunft in den Armen
halten.
Wie man sein Liebste's stark zur Ruhe
trägt!
Einmal sollst du am Tag die Hände
fallen,
Daß sich die Andacht auf dein Leben
legt.

Der Kammerherr.

Humoristische Skizze von A. G. r. e. n.

Diesmal waren alle drei sehr ver-
gnügt aus der Sommerfrische zurück-
gekehrt. „Es war wirklich nett“, sagte
Großmutter Koppel; „es war reizend,
meinte ihre verwittwete Tochter, die
immer noch schöne Frau Niellisch, und
„es war einfach himmlisch!“ rief mit
begeisterter Augenaufschlag ihre „Ein-
zig“, Theresechen Niellisch, aus.

Der sechszehnjährige Radfißch hatte
in dem kleinen Badeorte auf der
Reunion zum ersten Male einen Blick
in die Welt der Erwachsenen thun
dürfen. Wie hatte ihr Herzchen ge-
pocht, als Mutter ihr die goldenen
Zöpfe aufgesteckt und ihr das neue,
matthblaue Crepe de Chine-Kleid zu-
gesehen, und wie hatte sie gequillert vor
Aufregung, als sie endlich, von Mut-
ter und Großmutter begleitet, den
Festsaal betreten! Aber bald, sehr
bald, hatte ihre Angst sich gelegt; denn
Theresechen war kein Mauerblümchen
geblieben. Sehr bald waren einige
Herren erschienen, um sich den drei
Generationen vorzufstellen; der Groß-
mutter eine ehrfurchtsvolle Verbeugung
zu machen, ein paar verbindliche
Worte mit der Mutter zu wechseln
und dann — das selig lächelnde The-
resechen viele Male im Kreise her-
umzufuchelten! Ein leichter Schwin-
del befiel sie immer noch, wenn sie an
diesen sonnigen Abend zurückdachte.
Ach ja, es war „einfach himmlisch“ ge-
wesen!

Und es konnte diesen Winter wieder
„einfach himmlisch“ werden! Denn der
junge Mediziner, der sie im Gasthause
aufgesucht, wollte seine Studien hier
in der Hauptstadt zu Ende bringen,
der Professor, der ihr zum Abschied ein
Strauß Rosen überreichte, würde
so wie so nach Berlin verkehrt werden,
und der dritte...

Ja, der dritte!
Das war die tadelloseste Erschei-
nung in dem kleinen Seebade gewesen,
der Mann, nach dem sich alle Frauen
umdreht, der sämmtlichen Mütter
heiratsfähiger Töchter stille Seufzer
entlockt — der wunderschöne stolze
Kammerherr, Freiherr von und zu
Bomski! Und gerade der hatte The-
resechen ganz augenfällig auf jener Re-
union den Hof gemacht; denn er hatte
nur ein einziges Mal — nur mit ihr
— getanzt sehr zum Mißvergnügen
aller anderen Damen. Der kleine
Radfißch war Seesand des bitter-
sten Reides gewesen! — Und ihre
Mutter hatte ihn, als er sich verabschiedete
aufgefordert, die Familie in
Berlin zu besuchen. Mit tiefer Ver-
beugung und einem Handkuss hatte er
gedankt.

Ob er wohl kommen würde? Wie-
der und wieder flogen Theresechen's Ge-
danken zu seiner ritterlichen Erschei-
nung... Sie ahnte es nicht, daß ihre
„immer noch schöne“ Mama jetzt jeden
Morgen vor dem Spiegel stand und
sich die vereingelten grauen Haare aus
den Loden ruspste, während auch ihre
Gedanken zu ritterlichen Erscheinung
des Kammerherrn flogen...

Freilich, der selige Niellisch hatte den
Besitz des Geldes an ihren Witwen-
stand getnüpft... wenn sie sich wieder-
um in Hymnen's Fesseln schlagen ließ,
dann aing ihr Reichthum aus Therese-
chen über... auf Theresechen, dieses
halbe Kind, das aber bei der Reunion
im Seebade gezeigt, daß es die Män-
ner zu fesseln wußte...

Wenn nur der Kammerherr über-
haupt die Schwelle des alten Bürger-

hauses überschritte! Ein neues Ele-
ment in der Familie... Man ver-
kehrte bisher nur mit Klausleuten; jezt
galt es aber Künstler, Gelehrte, Offi-
ziere in's Haus zu ziehen, ihre Töchter,
ihre Thereschen, sollte in andere
Kreise kommen, eine feine Partie ma-
chen.

Großmutter brauchte von solchen
Zukunftsplänen nichts zu wissen; sie
war noch vom alten Schlage, zufried-
den, wenn das Soll und Haben
stimme und sie alle Jahre ein erkled-
liches Sämmchen zurüdlegen konnte.

So lebten die drei Frauen in dem
wüthigen Kaufmannshause, das schon
viele Generationen vor ihnen beher-
bergt die beiden jüngeren mehr mit
Vergangenheit und Zukunft, als mit
der Gegenwart beschäftigt, die aller-
dings nicht gerade harmonisch war.

Das neue Dienstmädchen, das nach
der Rückkehr von der Sommerreise an-
getreten war, erwies sich als ein dum-
mer und tölpelhafter Schmutzfink; im
Oktober, wenn die Gesellschaft begann,
mußte unbedingt eine andere gemietet
werden. Bis dahin hieß es, die Wirt-
schaft in Stand zu setzen: Frau Niellisch
nahm die Generalreinigung vor.
Aber auch während der ärgsten Tage
an denen sie die ganze Wohnung unter
Wasser zu sehen liebte sorgte sie
doch dafür, daß Theresechen zur Be-
suchsperiode nett angezogen war.

Man konnte nicht wissen...
„Zieh Dein rosa Muffelkleid an,
mein Kind, und brenn' Dir Deine
Lädchen!“

„Aber Mama, ich verderbe ja das
gute Kleid!“
„Wenn Du es hoch steckst und meine
große Schürze vorbindest, machst Du
Dir keinen Fied. Thu's nur, Theres-
chen; wer weiß, wer kommt!“

„Wer weiß, wer kommt!“ Das war
das Zauberwort, dem zu Liebe Mut-
ter und Tochter sich um die Wette
schön machten.

Endlich war auch das große Reine-
machen vorüber; der dienstbare Geist
und die Schauerfrau tobten nur noch
auf dem Korridor und in der Küche
herum. Im Salon war der Teppich
schon wieder gelegt und die Möbel
eingeraumt — bloß die Rippfächer
fehlten noch. Die wusch und büchete
Frau Niellisch eben in warmem Sei-
fenwasser, während Theresechen sie
sorgfältig abtrodnete. Solch seine
Porzellanfiguren konnte man den
berben Häuten der Maqd nicht an-
vertrauen.

„So“, sagte Frau Niellisch befriedigt,
indem sie die letzte Rippfächer, ein-
nen zierlichen, bogenpannenen Amor,
aus dem Wasser joo. „So; in einer
Wiertelstunde steht alles wieder an sei-
nem Platze — dann mag Besuch kom-
men.“

Da klingelte es. Mutter und Tochter
blicken sich entsetzt an... Es war
ein schriller Klang gewesen... ganz
sonderbar... so klingelten
keine von ihren Bekannten... das
konnte nur ein Fremder sein...

Kurz vorher hatte die Uhr vom na-
hen Kirchturm zwölf Schläge ge-
thun... Besuchzeit also...

Draußen auf dem Flur hörte man
die Schauerfrau poltern und die Ent-
reehtür aufreißen... Dann sprach
eine männliche Stimme leise...

Frau Niellisch und Theresechen die
in athemloser Erregung lauschten,
wurden beide blaß bis auf die Lippen.

„Er ist's, stammelte die Mutter,
das ist sein Organ... der vornehme
Hoffon.“

„Wenn die einfachste Person ihn
nur hereinläßt“, flüsterte die Tochter,
„und nicht etwa sagt, daß wir großes
Reinemachen haben!“

Einen Augenblick horchten sie angst-
voll... Da stieß die Schauerfrau die
Thür auf, gegen Frau Niellisch's Stirn.
Diese fuhr mit einem unterdrückten
Auffschrei zurück. Dann winkte sie der
Frau stumm, vollends einzutreten.

Mit hochgeschürztem Rod, gänzlich
durchnässter blauer Schürze und weit
aufstrebendem Aermeln stand sie da.
Das Haar hing ihr in unordentlichen
Strähnen in's Gesicht.

„Wer ist's denn?“ fragten die bei-
den Damen wie aus einem Munde.

„Der Herr Kammerherr“, meldete
die Frau mit wichtiger Miene.

„O Du meine Güte!“ höhnte Frau
Niellisch, von Freude und Scham zu-
gleich überwältigt, „und in diesem ab-
scheulich unfauberen Aufzuge haben
Sie ihn aufgemacht?“

Frau Emma glogte dumm.
„Wo ist denn seine Karte?“ erkun-
digte sich Theresechen.

„Die liegt draußen in's Entree.
Der Herr fragte, ob er die jnädige
Frau seine Aufwartung machen
dürfte?“

„Natürlich! Sie haben ihn doch in
den Salon gelassen?“

„Nee, er steht noch draußen auf die
Treppe. — Ich habe die Thüre feste
zuzemacht, wie ich immer soll bei
fremde Mannsleute!“

„Aber doch nicht bei Kammerher-
ren!“ zischte Frau Niellisch außer sich.

„Geben Sie sofort und bitten Sie ihn
einzutreten!“ Und als die Frau kehrt
machte, packte sie sie schnell, strich ihr
die Aermel herunter, riß ihr die
Schürze ab und löste die Nadeln, die
den Rod hochhielten... Sie stach sich
dabei empfindlich in den Finger...

Wenn der Kammerherr nur nicht
warten mußte! Dieser vornehme
Mann... Mit offenen Armen hatte
sie ihn empfangen wollen, nun war
ihm die Thüre vor der Nase zugemacht
worden!

„Bitten Sie ihn, abzulegen“, rief
sie der Schauerfrau nach, „und lassen
Sie ihn in den Salon... er möchte
einen Augenblick warten!“

„Zu fatal!“ Theresechen hatte
bereits die Schürze abgestreift und war
nun dabei, ihre Lädchen vor dem
Spiegel zu ordnen. Frau Niellisch be-
merkte, daß sie vor Erwartung glüh-
end roth war. Sie selbst zitterte am
ganzen Leibe... diese verunglückte
Antrittsbesuche... der Kammerherr
mußte sie ja für Spiehbürger halten.

„Nervös zupfte sie ihr Kleid zurecht;
sie hatte zwar ihr Sonntagsgewand
an aber von dem warmen Wasser wa-
ren ihre Hände ganz aufgeweicht...
— und er würde sie küssen!“

Verzweifelt rief sie — sie tochen
schrecklich nach Seife...

„Ach muß meine Hände erst parfü-
miren, Thereschen — ich komme gleich
wieder. Damit stürzte sie in's Schlaf-
zimmer hinüber, um auch ihre Frisur
schnell noch zu glätten.“

Ungerschämte ihre Tochter un-
terdessen auf die laufend Rippfächer
ringsum; der kleine Amor, den sie so
liebte, und den sie „ihm“ hatte zeigen
wollen, stand nun auch im Besuchs-
zimmer.

Da erschien ihre Mutter wieder,
und die beiden Damen traten klopfen-
den Herzens in den Salon... Die
Jalousien waren herabgelassen, er lag
im Halbdunkel. Aus einem Lehnstuhl
erhob sich eine hohe Gestalt, machte
eine elegante Verbeugung und sagte
mit leiser Stimme: „Gnädige Frau
hatten mir wegen des Mädchenszim-
mers geschrieben — ich bin der
Kammerherr.“

Die Königin-Mutter Christine von
Spanien besitzt eine der kostbarsten
und seltensten Spielfartenammlun-
gen, die überhaupt existieren. Seinem
historischen Werthe entsprechend steht
an der Spitze dieser Sammlung das
Spiel, das einst dem Prinzen Eugen
von Savoien gehörte und das er auf
alle seine Feldzüge mit sich genommen
haben soll. Die einzelnen Blätter, deren
Zeichen und Bilder in künstlerisch
vollendeter Weise mit der Hand ge-
malt sind, bestehen aus Elfenbein,
doch sind sie trotzdem so geschmeidig
wie die aus Papier hergestellten Kar-
tenblätter. Noch mehr fällt diese Ge-
schmiedigkeit bei einem aus Holland
stammenden Kartenspiel auf, das aus
Delfter Porzellan hergestellt ist und
sich kaum von den üblichen, aus dün-
nen Kartons verfertigten Kartenspie-
len unterscheidet. Außer diesen Kar-
tenspielen aus Elfenbein und Porzellan
besitzt die Königin auch solche aus
Silber und Gold, sowie aus Leinen,
Zuckerrohrfasern und Palmblättern,
und während die letzteren mehr über
Kuriosität wegen von der Königin ge-
sammelt wurden, sind die silbernen
und goldenen weniger ihres Metall-
werthes als ihrer künstlerischen Aus-
führung wegen der königlichen Sam-
mlung einverleibt worden. So geht auch
die Königin an ihren zwanglosen
Abenden der Kartenspiele ihrer Sam-
mlung zur Unterhaltung und zum Zeit-
vertreib bedient, so betrachtet sie doch
das Spiel des Prinzen Eugen als
historische Reliquie, die wohl bewahrt
werden darf.

**Kostbare Sammlung von Spiel-
arten.**

Die Königin-Mutter Christine von
Spanien besitzt eine der kostbarsten
und seltensten Spielfartenammlun-
gen, die überhaupt existieren. Seinem
historischen Werthe entsprechend steht
an der Spitze dieser Sammlung das
Spiel, das einst dem Prinzen Eugen
von Savoien gehörte und das er auf
alle seine Feldzüge mit sich genommen
haben soll. Die einzelnen Blätter, deren
Zeichen und Bilder in künstlerisch
vollendeter Weise mit der Hand ge-
malt sind, bestehen aus Elfenbein,
doch sind sie trotzdem so geschmeidig
wie die aus Papier hergestellten Kar-
tenblätter. Noch mehr fällt diese Ge-
schmiedigkeit bei einem aus Holland
stammenden Kartenspiel auf, das aus
Delfter Porzellan hergestellt ist und
sich kaum von den üblichen, aus dün-
nen Kartons verfertigten Kartenspie-
len unterscheidet. Außer diesen Kar-
tenspielen aus Elfenbein und Porzellan
besitzt die Königin auch solche aus
Silber und Gold, sowie aus Leinen,
Zuckerrohrfasern und Palmblättern,
und während die letzteren mehr über
Kuriosität wegen von der Königin ge-
sammelt wurden, sind die silbernen
und goldenen weniger ihres Metall-
werthes als ihrer künstlerischen Aus-
führung wegen der königlichen Sam-
mlung einverleibt worden. So geht auch
die Königin an ihren zwanglosen
Abenden der Kartenspiele ihrer Sam-
mlung zur Unterhaltung und zum Zeit-
vertreib bedient, so betrachtet sie doch
das Spiel des Prinzen Eugen als
historische Reliquie, die wohl bewahrt
werden darf.

Vorschlag zur Güte.

Vater: „Du warst wieder unartig,
sagt Mama. Sieh her, da ist mein
Spazierrod; weißt Du, was ich jezt
machen werde?“

„Ich denke, einen Spaziergang, lie-
ber Papa!“

Im Theater.

Herr: „Pfeifen Sie doch nicht so
furchtbar, das macht ja nervös!“

„Sind Sie vielleicht der Autor des
Stückes?“

In Chiles Salpeterwüste.

Nichts vermag die riesenhafte Ent-
fernungen, die uns trotz Eisenbahnen
und Dampfschiffen auch heutzutage
noch thatsächlich von vielen Gebenden
der Erde trennen, deutlicher zu veran-
schaulichen als das eigenthümliche Miß-
verhältniß zwischen der Größe elemen-
terer Ereignisse in fernabliegenden
Ländern und verschwindenden Kleinheit
ihrer Erwähnung in unseren Zeitungen.
Dort eine ländererschütternde Kata-
strophe — hier nur ein paar engge-
druckte Zeilen, die zwischen den Nach-
richten aus uns nähergelegenen Regio-
nen zur unscheinbaren Notiz werden!

So wird es auch den meisten Zeit-
ungslesern entgangen sein, daß nach
einer kurzen telegraphischen Meldung
aus Jaique ein verheerender Wirbel-
sturm die Salpeterzone Chiles mit-
sammt den zahlreichen Hafenplätzen
heimgesucht hat.

Dabei ist doch Jaique trotz seines
schrurrigen, so wenigen bekannten
Nomens mit 44,000 Einwohnern
Chiles zweitgrößte Hafenstadt, die
durch den Export von Salpeter, Sil-
ber, Kupfer und Jod ein bedeutende
Stelle im Welthandel einnimmt —
und dem Landesbudgetin verträße
außerdem noch die Hiobsofschaft,
daß mit dem Wirbelsturm für den
Haupttheil eines Gebietes von nicht we-
niger als 1400 Meilen Längenaus-
dehnung ein Ereigniß eingetreten ist,
das mit bestimmter Gewalt in die
Entwicklungsgeschichte jener Land-
schaft eingreift und umso tiefer wirkt,
als es nur in durchschnittlich zehn-
jährigen Perioden wiederzutreten pflegt.

Denn das größte Areal der zwischen
dem Äquator und der Nordpolaris und
dem Spiegel des Stillen Ozeans ge-
legenen Sandwüste Nord-Chiles ist
jahrzehntlang fast vollkommen regen-
los! Kein Busch, kein Kraut schmiedte
ihre sonnenbrannte Fläche, nur in
wenigen tiefen Schluchten vermag sich
eine künstlich genährte Vegetation zu
erhalten. Aber trotzdem birgt gerade
diese trostlose Ebene in vielen reichen
Kupfer- und Silberminen und beson-
ders in den weitausgedehnten Salpe-
terlagern einen fast unerschöpflichen
Reichtum. Für die leichtlöslichen Kali-
und Natriumsalze bedeutet die
Regenlosigkeit des Klimas geradezu
die Existenzbedingung. Dadurch
schafft aber auch die Ausbeutung dieser
Bodenschätze durch den Menschen
in einer Zone, wo weder Thier noch
Pflanze bestehen kann, seltsame natur-
wüdrige Lebenszentren, die sogenann-
ten Ojjinas, wo der Salpeter gebo-
ren, gefolten und zum überseeischen
Transport verpackt wird.

Feldbahnen führen die Produkte in
langer Fahrt über die Berge und an
der steilen Küstenwand hinab zum
Meeresufer, aber viele der Ojjinas
liegen weit entfernt von jeder raschen
Verbindung mit den Handelsstätten
und sind, rings von der starren, toten
Wüste umlagert, zu einem sonderbaren
weltsamgewandten Dasein verdammt.
Kein Palmwipfel, kein sorgsam geheg-
ter Garten läßt diese Ansiedlungen,
die einigen hundert anspruchlosen
Menschen zum Aufenthalt dienen, als
träumerische Oasen erscheinen. Häß-
lich, nur dem Arbeitszweck untergeor-
det, stehen sie im Staube, ein Corral
für die Schlacht- und Reitthiere, ein
Haufe schmutzloser Wellblechhütten
darum herum, und alles übersehend
die Fabrikanlage mit den offenen über-
reichenden Salpeteronten.

Nun die schwere schwarze Rauch-
wolke, die über ihnen den Himmel
verdüstert und das reglose Trüm-
merfeld, wo nach Salpeter gegraben
worden ist, verdrängt von Ferne ihre
Stätte. Oft sind es mehr als zehn
Reithunnen, die die Ojjinas von der
Küste trennen, und es gehört für den
Landesfremden zu den eindrucklichsten
Erlebnissen, einmal Tagelang auf dem
Rücken eines guten Pferdes die eigen-
artige Welt der Sandwüste zu durch-
streifen.

Schweigend liegt die Pampa im
unerbittlichen Brand der Sonne.
Nichts stört die sanfte Monotonie der
Bodenwellen. Nur selten blüht das
weißgelbliche Geripp eines Oafes
oder eines Reithieres über der röth-
lichen Sandbede auf. Hier zieht bis-
weilen einmal der Bolivianer 'feines
Weaes, um als mystischer Doktor mit
rotzleuchtenden Glühschloß, Marien-
glaspflüsternden und anderen Sym-
pathiemitteln den Arbeitern auf den
Ojjinas Heil zu bringen. Ein
Bündel Heu für sein Pferd, im Fla-
schenkübis ein paar Schluß Wasser
und ein Mund voll Cochafätter, die
zur Betäubung des Hungergeföhls
unaufhörlich gekaut werden, genügen
ihm für die bewunderliche Weise vom
eifrigen Hochland in die glühend heiße
Wüste hinab. Schwermigam zieht er
vorüber, sein Poncho leuchtet bunt in

der Sonne, ein Staubwölkchen wirbelt
hinter ihm auf, — und wiederum ist
es still und einsam rindum.

Gegen Abend, wenn sich die Schat-
ten der Küstengrante köstlich blau über
die sandigen Enten legen und die
Farben des Gesteins in lebhafter Glie-
derung bunt aufstrahlen, wehen vom
Ozean her kühlere Lüfte in die tags-
über unbewegt blühende Atmosphäre
der Pampa. In diesen Stunden wer-
den die Ochsenherden aus den Hafen-
orten die Berge hinaufgetrieben, um
in geisterhaftem stumm'n Zuge näch-
stlicherweile zu den fernen Ojjinas zu
wandern. Manchmal begegnen sie den
Maultiertarawanen, die in eisigem
Schritt die Salpetersäde thalwärts
tragen, damit vor Anbruch des Mor-
gens und der unerträglichen Hitze das
Ziel erreicht werde. Denn trotzdem
sich oft leichte Gewöite am Himmel
zeigen, fällt doch fast nie Regen auf
das durstende Land. Nur im Herbst
schleichen die Camanchacas, die ge-
fährlichsten wegerwühlenden Nebel, vom
Meere herauf und decken die Wüste
sachte mit einem schweren zwielichtigen
Wolkentuch zu. Manchmal riefelt
dann aus ihnen die Feuchtigkeit stun-
denlang zur Erde nieder, aber rasch
zerfließen die Nebel wieder vor der
Sonne, und die Rässe hat kaum hin-
gereicht, um die obersten salzhaltigen
Bodenschichten zu einer harten Kruste
zu verticken. Keine Quelle hat sich
aufgethan, kein Bächlein nagt sich ins
starre Antlig der Wüste eine neue be-
lebende Furche!

Würden nicht die Seewinde an ver-
einzelten Stellen unablässig losen
Sand über die Bergämme blasen und
flimmernde Dünen als die einzigen
Wahrzeichen einer bewegteren Natur
vor sich her durch die Mulden schieben,
— würden dazu nicht die häufigen
Erdstöße die Schollen sprengen und
an den steilsten Halben unbedeutende
Aufschungen erzeugen, so träge die
Wüste das Bild einer ewig unwandel-
baren Ruhe.

Aber in diesem sanftgewellten, ein-
förmig hingebreiteten Plane zerreißen
unvermerkt jähe Schluchten das unge-
förmte Ebenmaß. Tief in ihren Grün-
den liegen fremde Gesteine aufgetürmt,
und mächtige Felsbroden, die deutlich
die Spuren von Wassergewalt an sich
tragen, sind wie Findlinge weit umher
zerstreut.

Das sind die Zeugen der Oxtane,
die in so langen Intervallen die Stille
der Pampa mit Donner und Regen-
gebräus unterbrechen. Durchschnittlich
mögen zehn Jahre von einem zum
anderen Sturm vergehen, aber man
weiß auch Spannen, von fünfzehn und
mehr Jahren, in denen kein einziger
wüthlicher Regenschauer niederging, wenn
sich auch die Häufigkeit der Nieder-
schläge in der allerletzten Zeit etwas zu
schlagen scheint.

Je feltener diese Oxtane eintreffen,
desto schwerer sind die Bercherungen,
die sie anrichten. Mit ungeheurer
Hektigkeit brechen sie los und stürzen
in kürzester Frist zahllose Wülbäde
aus den Korbilleren in die Pampa
hinunter. Im Nu sind die alten Thal-
wege aufgestellt, neue werden in den
brodigen Schuttmassen gerissen und un-
ermehliche Schlammflüssen überschießen
die weiten Sandbeden. Oft finden
die Salpeterwerte in den Hochwassern
ihren Untergang und, wo der Sturm
die Küstengrante überstiegen hat, fahren
verderbliche Wirbel auf die Hafen-
städte und die vor ihnen verankerten
Schiffe hernieber.

Allerdings folgt der wilden Zer-
störung auch eine wunderbare freund-
lichere Erscheinung, denn wenige
Stunden nach dem ersten Regenschauer
spricht überall an den Meer zu-
gekehrten Berghängen wie durch Zauber
Gras und Kraut auf. In erkaun-
lich kurzer Zeit ist der scheinbar un-
fruchtbar sahle Sand von einem grün-
en Schimmer überzogen, aus dem
rotze, gelbe und blaue Blumen hervor-
leuchten.

Aber nach wenigen Tagen verbletzt
wieder die Fruchtigkeit, und über den
Zauber dieses kurzen Lenzes bricht
wieder der schauerliche Bann der
Wüste. Die Blumen und Gräser ver-
dorren und werden zu fahlem Stroh,
das der Wind in Staub zermüht und
langsam in die Ferne verweht. Wie-
der verharrt die Pampa in ihren ge-
wohnten gelben und tödtlich grauen
Sandtönen, an den Abhängen blühen
wieder die weißen Salztrifflalle in
weiten Flächen aus, daß es wie Frie-
felder in der Sonne glühert, und wenn
nicht die wildgeworrenen Schluchten,
die unausgeglichenen Geröllhaufen der
Landschaft einen unruhig bewegten
Ausdruck verleihen, so würde wohl
bald nichts mehr daran erinnern, wie
gewaltfam die Elemente vor kurzem
den erhabenen Gleichmuth gestört hat-
ten.

Rasch werden die Salpeterwerte

wieder aufgebaut, die Eisenbahnen,
der Telegraph werden von neuem über
Land gezogen, und langsam spinnen
auch die Reitspade ihre seitendanzän-
den Spuren wieder von Ojjina zu
Ojjina und fern über die Berge nach
dem Meere hinunter, nach Jaique,
Antofagasta, Taltal oder anderen Ha-
fenstädten, wo sich die mächtigen La-
gerschuppen allmählich wieder mit vie-
len Tausenden von Salpetersäden
füllen. Schaaren von Dampfern und
Segelschiffen, darunter die größten
der Erde, laufen wieder an den öden
Unterplätzen an und kehren mit neuen
Frachten eiligt in die Heimath zurück,
um die Stodung auszugleichen, die in
den Kontors der Reedereien, in vielen
chemischen Inbustriezweigen und vor
allem im landwirtschaftlichen Großbe-
trieb nach solchen Wetterkatastrophen
einzutreten pflegt.

Die tiefsten Bergwerte.

Die Zeiten, in denen der Mensch
gedacht haben mag, daß es in der
Erde, je tiefer man dringt, desto kühl-
er wird, sind längst vorüber. Die
Erfahrungen im Bergbau mühten
sich bald zu der Behauptung führen,
daß die Temperatur im Gegentheil mit
der Tiefe zunimmt. Ein tiefer Keller
erscheint im Sommer auch nur des-
halb verhältnismäßig kühl, weil er
jahraus jahrein annähernd dieselbe
Temperatur beibehält, also weder die
Erhöhung im Sommer noch die Ab-
kühlung im Winter theilt. In den
Bergwerken herrscht, wie jezt jedes
Kind weiß, bei erheblicher Tiefe sehr
starke Hitze, so daß die Leute dort
nach arbeiten und sich zuweilen inner-
halb ganz kurzer Zeit ablösen müssen.
Die Temperatur richtet sich freilich
noch nach der Zusammensetzung des
Erdbodens, und besonders hoch pflegt
sie in der Nähe von Erzgängen zu sein.
Daher ist dem Menschen eine Grenze
gesetzt, die er in der Ausbeutung sol-
cher Bodenschätze nicht überschreiten
kann. Dennoch gibt es Bergwerte
von sehr ansehnlicher Tiefe auch im
Metallbergbau. In dem berühmten
Goldbeiz von Bendigo in Australien
ist die Goldmine von Victoria Quarz
gegenwärtig die tiefste der Erde. Sie
besitzt einen sentreckten Schacht, der
bis auf 4280 Fuß Tiefe ausgehoben
ist, und dann noch ein Schöpfloch von
229 Fuß. Dies Bergwert ist bei sei-
nen außerordentlichen Verhältnissen,
denen selbstverständlich auch unge-
wöhnliche Anlagelösten entsprochen
haben, nicht einmal sehr ertragreich,
da die Goldauartzader in jener Tiefe
nicht den erhofften Reichthum gezeigt
hat. Die Gesellschaft, der die Mine
gehört, hat daher die Reierung des
Staates Victoria um die Bewilligung
einer Anleihe von einer Viertelmillion
erfucht, um den Schacht noch 305
Meter tiefer hinabzusetzen, und diese
Forderung ist bereits bewilligt wor-
den. Dies Bergwert ist an sich
durchaus nicht das tiefste. Die Erbe
des zweitiefsten Goldbergwerks kommt
der Mine Sanjon del Rey in Brasilien
zu, deren Schacht bis auf 4500
Fuß hinabsteigt. Im Goldgebiet des
„Rand“ in Transvaal befindet sich die
Jupiter-Mine von 4300 Fuß, und die
Mine Cimbrella von 4270 Fuß. Das
weltbekannte Bergbauergeliet im
Westen der Vereinigten Staaten hat keine
so große Tiefen aufzuweisen. In Ca-
lifornia, wo die ersten großen Gold-
funde auf diesen gewaltigen Erzlagern
gemacht wurden, gibt es in dem
sogenannten „Mutergang“ einen
Schacht von 3300 Fuß. Dieser hat
eine besondere Geschichte. Die ersten
großen Cololager wurden hier bis
300 Fuß tief gefunden. Dann zeigte
sich eine Erdschöpfung. Man gab aber
den Plan trotzdem nicht auf, sondern
arub den Schacht immer tiefer. Diese
Beharrlichkeit wurde dadurch belohnt,
daß in dreihundert Meter Tiefe eine
neue reiche Erzzone angetroffen wurde.
Vor einigen Jahren erlag dann auch
diese, und man stieg aufs neue mutzig
tiefer hinab. Auch diesmal wurden
die Hoffnungen nicht getäuscht; denn
bei 2500 Fuß fand sich eine dritte
mächtige Erzlage. Die tiefsten Berg-
werte für Erz finden sich aber im De-
ren See in einer Gegend, die sich
durch ihre Kupferlager einen Weltruf
erworben hat. Der tiefste Schacht
geht dort 5310 Fuß hinab.

Kindliches Mißverständnis.

Der kleine Hans hat eine Armbrust
geschenkt bekommen und schießt eines
Tages damit in die Fenster Scheibe hin-
ein, so daß diese klirrend zerplatzt.

Vater: „Warte, Junge, für diese
Ungezogenheit sollst Du jezt eine tüch-
tige Tracht Prügel bekommen.“

Der kleine Hans: „Aber Papa, Du
hast doch selbst gesagt, ich soll mich im
Scheibenschießen üben.“